



**Halt im Leben: Aufnahme von
der Fachmesse »Koinè« für
Kirchenzubehör und religiöse
Kunst in Norditalien.**

Warum gilt es als modern, Spiritualität beim Yoga zu finden oder Schweigeseminare zu besuchen – aber als albern, ein Vaterunser zu beten? Über Gläubige wird in unserer Gesellschaft gern gelacht und geurteilt. Ein Plädoyer für die Freiheit, an Gott zu denken

Wer's glaubt

Text

CHRISTIANE LUTZ

Fotos

LOUIS DE BELLE

Neulich kaufte ich eine Bibel. Eine Studienbibel, so schwer, dass ich sie nur bequem lesen kann, wenn sie vor mir auf dem Tisch liegt. Die Hälfte der gut 2500 hauchdünnen Seiten geht für Anhänge drauf. In denen sind Wörter aufgelistet, auf Hebräisch und Griechisch, und daneben steht, woher das Wort stammt und wie man es übersetzen könnte. Ich setzte mich also hin, mit Bleistift und Post-its, markierte Wörter, schlug sie nach, schrieb Bedeutungen an den Rand. Schließlich ist es ein Unterschied, ob Maria, die Mutter Jesu, eine »Jungfrau« oder eine »junge Frau« war. Ich mag das: bekannte Geschichten von einer anderen Seite betrachten. Vor allem diese.

Als ich einem Freund davon erzählte, fragte er, ob ich jetzt noch frömmere würde. Ich musste laut lachen, mir war nicht klar, dass er mich überhaupt »fromm« findet – dafür halte ich mich selbst nämlich eher nicht. Fromm, das steht doch für Bibeltreue und Jesus-Verehrung. Er dachte wohl: Freiwilliges Bibelstudium? Also fromm. Diese gedankliche Abkürzung kenne ich. Sie wird auch oft genommen, wenn ich erzähle, dass ich noch Mitglied in der katholischen Kirche bin. Dann wird meis-

tens drauflos assoziiert: Der komische Dorfpfarrer, Weihnachten und Ostern sind ja nur Konsumveranstaltungen, und: Betest du jeden Tag? Irgendwann kommen dann die Kreuzzüge, die Schuhe des Papstes und dass, wenn überhaupt, der Buddhismus die einzig vernünftige Religion sei. Am besten sei selbstverständlich die Überwindung jeglicher Religion, und was ich überhaupt zu den Missbrauchsskandalen sage? Puh. Die wenigsten fragen, warum ich noch Mitglied in der Kirche bin.

Kurze Standortbestimmung, ehe es weitergeht – damit klar ist, wer hier spricht: Ich bin katholisch, und seit Jahren immer wieder kurz davor auszutreten. Ich bin Tochter eines Pastoralreferenten, das ist so etwas Ähnliches wie ein Pfarrer. Ich finde Jesus interessant, aber tanzende Jesus-Jünger befremdlich. Ich verachte religiösen Fanatismus und bin ebenso agnostisch wie spirituell empfänglich, womit ich sagen will: Gott hat die Welt vermutlich nicht innerhalb von sieben Tagen erschaffen. Aber ich möchte nicht ausschließen, dass jemand die Evolution liebevoll überwacht hat. Wenn ich das, was ich habe, Glauben nenne, dann heißt das für mich: Ich vertraue darauf, dass alles einen Sinn hat. Mehr aber ist mein Glaube eine lebenslange Auseinandersetzung voller Zweifel. Vor allem das. ▶



Die Bilder von der Messe stammen aus einer Serie des italienischen Fotografen Louis De Belle. Die Serie heißt *Besides Faith* – neben dem Glauben.

Es ist also alles nicht so eindeutig. Trotzdem erlebe ich immer wieder, dass mein Glaube ungefragt kommentiert, belächelt, pauschalisiert oder als missionarisch weggewischt wird. Kürzlich kursierte die Nachricht, dass bis Ende April alle Kirchenaustrittstermine in Köln ausgebucht seien. Höhö, lachten einige Kollegen, selbst schuld. Ich fand das traurig. Eine Kollegin erzählte mir, wie schlimm es für sie war, als die Kirchen während des ersten Lockdowns vielerorts geschlossen waren. Sie hätte dort gern mal kurz Ruhe gefunden oder eine Kerze angezündet. Kirchen haben doch immer geöffnet zu sein, fand sie – besonders in Krisenzeiten. Wie vielen Menschen das Trost gesendet hätte, wurde aber öffentlich kaum diskutiert. Stattdessen wurde über einen Corona-Ausbruch nach einem Gottesdienst gelästert.

Seltsamerweise ist es vor allem in großstädtischen Akademikerkreisen total akzeptiert, zum Yoga zu gehen und dort im Dunkeln Oooooomm zu summen. Wer sich für ein Schweigeseminar anmeldet, ist ein tiefgründiger Typ, wer wie verrückt jedes Wochenende auf Berge rennt, ist in Kontakt mit der Natur. Aber ein Gebet zu sprechen, um sich zu erden? Wie seltsam. Warum ist das so?

Nicht falsch verstehen: Ich will weder den Papst verteidigen noch fühle ich mich öffentlich diskriminiert. Als christlich geprägter Mensch in Deutschland hat man es sehr gut. Aber mich nerven diese gedanklichen Abkürzungen, die viele unbe-

kümmert nehmen. Dass sie pauschal Glauben, Kirche und Religion in einen spirituellen Topf werfen. Mich ärgert es, wenn das Thema nicht ernst genommen wird, weil ich finde, dass man damit Glaubende – ganz egal, welcher Religion – nicht ernst nimmt. Gleichzeitig finden ernsthafte Gespräche

Agnostik und Atheismus gelten als anzustrebende Geisteshaltungen

über den Glauben außerhalb von religiösen Institutionen praktisch nicht mehr statt. Glauben, heißt es, sei Privatsache. Darüber muss man auch mal reden.

In dem Podcast *Unter Pfarrerstöchern* spricht die Zeit-Journalistin Sabine Rückert mit ihrer Schwester, einer Theologie-Professorin, über die Bibel. Diese wollen sie einmal komplett durcharbeiten. Gerade hat Mose die Zehn Gebote empfangen, es dauert also noch. Die beiden Frauen sind lustig und scharfsinnig. Null missionarisch. Trotzdem betonte Rückert bei den ersten Folgen jedes Mal zur Einleitung sehr nachdrücklich, dass sie »niemanden bekehren oder belehren« wollen. Eine defensive Vorab-Entschuldigung, eine Art Absicherung in alle Richtungen – genau wie ich im vorausgehenden Absatz einen »Nicht-falsch-verstehen«-Hin-

weis untergebracht habe, um mich bloß nicht irgendwelcher gefühligen und missionarischen Absichten verdächtig zu machen.

Mit dieser Ansage sind wir auf der sicheren Seite. Denn Gefühligkeit passt nicht zu unserer hyperaufgeklärten Gesellschaft. Umfragen ergeben immer wieder, dass die Glaubensbereitschaft mit steigendem Bildungsgrad sinkt. Nichts, was der Verstand nicht rational erklären könnte. Man hat sich auf Fakten zu verlassen, Aufklärung ist eine Errungenschaft. Fakten stehen aber in einem schwierigen Verhältnis zum Glauben, der nichts belegen kann und auch nichts belegen will.

Ich denke, die Empfindlichkeit gegenüber dem Unbelegbaren wird aktuell sogar größer. Was daran liegt, dass wir an allen Ecken des Alltags emotionalisierte Debatten erleben. Menschen verabschieden sich oft mit Stolz von Fakten – zugunsten eines Gefühls. Coronaleugner und Verschwörungsideologen tun das, Trump-Anhänger, radikale Impfgegner ebenso. Eine schwierige Nachbarschaft für den religiösen Glauben. Das Emotionale, sagen die Aufgeklärten, gilt es zu überwinden, zugunsten der nüchternen Erkenntnis. Allerdings hat Kants kategorischer Imperativ durchaus Ähnlichkeit mit der Bergpredigt: »Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun sollen, das tut ihr ihnen auch.« Agnostik und Atheismus gelten als anzustrebende Geisteshaltungen. Der religiöse Glaube wird als vorübergehender Zustand betrachtet. Als eine Art spirituelle Pubertät, ganz rührend vielleicht, auf die aber unbedingt das atheistische Erwachsenwerden folgen muss. Oder, etwas weltlicher ausgedrückt: Glauben wirkt auf viele wie *Bravo Hits* hören, während sie selbst schon den Free Jazz entdeckt haben. Irgendwann wird sie schon auf den Geschmack kommen, und dann gibt es kein Zurück mehr.

Manche, die schon beim Free Jazz angekommen sind, verraten mir allerdings, sie wären auch gern gläubig, könnten es aber leider nicht. In einem Kapitel ihres Buches *Alle sind so ernst geworden* unterhalten sich Martin Suter und Benjamin von Stuckrad-Barre darüber. Suter sagt, dass er Gläubige beneide. »Das ist doch toll, wenn man so einfach, pflatsch!, an was glauben kann.« Dieses »pflatsch!«, hört sich an, als sei Glaube ein sehr gemütlicher Liegestuhl, auf den sich manche fallen lassen, während er selbst unerlöst daneben stehen muss. Stuckrad-Barre, selbst evangelischer Pfarrerssohn, kontert: »Das ist ein vermeintlich eleganter Standpunkt«, aber »damit stilisiert man sich als der Gequälte, der mehr weiß und in Abgründe geschaut hat, die den anderen nicht zugänglich sind.« Ich finde, Stuckrad-Barre hat einen Punkt. Es klingt so, als sei die Voraussetzung für

Glauben eine Naivität, ein bequemes Nicht-sehenwollen, das ihm, Suter, leider, nicht gegeben sei. Dabei bedeutet »glauben können« doch nichts anderes als die grundsätzliche Bereitschaft, sich berühren zu lassen.

Früher war es einfach. Beten, singen, Ostern feiern, an Weihnachten malte ich Bilder für das Jesuskindlein in unserer Krippe und streichelte die Maria, weil ich sie so schön fand. Die Kirche war Teil meines Lebens. Meine Eltern haben mich und meine Schwestern nie zu irgendwas gezwungen, eher ermuntert. Wir fanden es normal, dass unser Vater sonntags predigte und ständig Leute beerdigte. Nach den Gottesdiensten schlich ich gern zu ihm in die Sakristei, drückte mein Gesicht in die dort aufgehängten Gewänder und atmete tief ein. Ich fand den würzigen Geruch von Weihrauch betörend und glaubte, auf diese Weise ein bisschen Gott durch die Nase zu saugen.

Seitdem ist es immer komplizierter geworden. Ich versuche seit Jahren, aufzudröseln, was an meinen Gefühlen Nostalgie ist, was Familientradition und was echter Glaube. Die katastrophalen Versäumnisse der katholischen Kirche machen mich ungeheuer wütend. Und doch kann ich keine Kirche betreten, ohne dass mich Rührung überkommt. Objektivität ist schwierig. Mir steckt der Christus ja sogar im Namen.

Andere sind da weniger zimperlich. Die Autorin Margarete Stokowski schimpfte 2018 in einer Kolumne bitterböse über den Papst, sie nennt ihn den »bekanntesten Antifeministen der Welt«, er habe die »höchste irdisch erreichbare Mansplainingstufe« erklommen. Natürlich hat sie recht mit ihrer Beobachtung, die katholische Kirche ist so ziemlich das Gegenteil einer feministischen Hochburg. Und es ist wichtig, dass die Kirche kritisiert wird, laut und scharf.

Ich dachte auch lang, als Frau kann man es dort doch in keinem offiziellen Amt aushalten. So fragte ich eine katholische Pastoralreferentin, warum sie nicht einfach konvertiert, und zack, könnte sie evangelische Pfarrerin werden und hätte keinen Mansplainer mehr zum Chef. Sie sagte, das käme nicht infrage, sie wolle mithelfen, die Kirche, an der sie hängt, besser zu machen. Das System von innen heraus umstürzen, sozusagen. Das hat mich beeindruckt. Ich fragte auch meinen Vater, wie er diese Widersprüche ausgehalten hat, schließlich hat er fast vierzig Jahre lang im System katholische Kirche gearbeitet und immer mehr daran zu kritisieren gehabt. »Glaube und Kirche werden sehr oft verwechselt beziehungsweise als das Gleiche wahrgenommen, das ist ein Problem«, sagt er. Denn Kirche ist für viele ein regelrechtes Trauma, das Institution gewordene religiöse Grauen. ▶

DEIN STUDIUM.



DEINE ZUKUNFT.



UNIVERSITÄT AUGSBURG



#UniLebenAugsburg

GEISTESWISSENSCHAFTEN INFORMATIK
MEDIZIN NATURWISSENSCHAFTEN
WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN
SOZIALWISSENSCHAFTEN MUSIK
THEOLOGIE RECHTSWISSENSCHAFTEN

UNA Universität
Augsburg
University

www.uni-augsburg.de

Spätestens wenn die Menschen Kirchensteuer zahlen müssen, ergreifen sie offiziell die Flucht. 2019 traten in Deutschland mehr als eine halbe Million Menschen aus der evangelischen und der katholischen Kirche aus, etwa gleich viele auf beiden Seiten. Die Zahlen steigen seit Jahren, auch 2020 hält dieser Trend an, im Bistum Köln traten im März 2021 alle zehn Minuten drei Menschen aus. Und das, obwohl man annehmen könnte, dass während der Coronakrise die Menschen einen Halt jenseits von Masken und Händewaschen suchen. Dass das Image vor allem der katholischen Kirche so verheerend ist, liegt natürlich auch an haarsträubenden Verkündigungen aus dem Vatikan wie jüngst der, die Segnung homosexueller Paare abzulehnen. Und an den nicht aufgearbeiteten Missbrauchsskandalen. Zu sehen, wie sich Kardinal Woelki in Köln gerade durchlaviert, statt Verantwortung für die Verbrechen der Kirche zu übernehmen, finde ich zum Kotzen. Ich verstehe jeden Einzelnen, der damit nichts mehr zu tun haben will. Ich verstehe auch, dass man als Mitglied im Club in Sippenhaft für alle Versäumnisse genommen wird. What you're not changing, you're choosing.

Kurze Abschweifung: Angenommen, es gäbe einen Ort, an dem sich Menschen begegnen, um ihre Freude über das Leben zu teilen, ihre Zweifel, ihre Dankbarkeit und ihre Ängste, und die sich in einem gemeinsamen Gefühl einig sind, nämlich einer Grundannahme, dass das alles schon einen Sinn hat. Und dass es eine Kraft gibt, die ihre Hand über sie hält. Das könnte Kirche sein. Gar keine so schlechte Idee.

»Jesus würde sich im Grab umdrehen, wenn er nicht aufstanden wäre«, sagt mein Vater zum aktuellen Zustand der Kirche. Er ist inzwischen im Ruhestand und hat Zeit für seine Hobbys. Briefmarken zum Beispiel. Spezialthema: Martin Luther. Als er sein Studium 1973 begann, herrschte Aufbruchsstimmung, erzählt er, das Zweite Vatikanische Konzil wirkte noch nach. Er hoffte auf Reformen und auf Gleichstellung von Frauen und Männern, auf die Abschaffung des Zölibats und auf Ökumene. Und fast fünfzig Jahre später? »Hat sich immer noch nichts getan.«

Ich verstehe auch seine ganz persönliche Enttäuschung. Und es macht mich wütend, dass die Kirche auch ihn all die Jahre diskriminiert hat, wenngleich er das nicht so sagen würde. Mein Vater ist nicht geweiht. Aus kirchenrechtlicher Sicht ist das ein großer Unterschied, denn offiziell ist er als Pastoralreferent Laie. Der Chef ist immer der Priester. Mein Vater darf keine Hochzeiten und Taufen leiten, er darf, das ist sehr wichtig für Katholiken, keine Messe feiern, also die Hostien in den wahrhaftigen Leib Christi verwandeln. Dafür darf er uns haben, Frau und Töchter. Und er darf beerdigen. Es kam vor, dass Angehörige nach einem Todesfall darum baten, der Pfarrer möge doch kommen, nicht mein Vater. Fürs VIP-Geleit in den Himmel, sozusagen. Er wurde oft in die zweite Reihe geschoben, obwohl er doch vorn hingehört. Nicht, weil er unbedingt Priester sein sollte, sondern weil er als kritischer und moderner Theologe viel zu sagen hat. Wie völlig absurd auch, dieses Tamtam um Weihe und Würde. Aber wenn er schon mitmacht, sollte er doch wenigstens richtig mitmachen dürfen. Das tat mir immer weh.

Er aber hielt diese Ungerechtigkeit aus, oft mit pragmatischem Humor. Einmal, gestand er mir augenzwinkernd, hat er ungeweihte Hostien mit geweihten vermischt, weil er in Eile war und kein Pfarrer greifbar. Der Segen von den einen, sagt er, sei bestimmt einfach auf die anderen übersprungen.

Wenn ich ihn frage, ob er nicht lieber Priester hätte werden wollen, streitet er das netterweise immer ab. Er wollte Familie. So konnte er beides haben. Ich glaube ihm, meistens.

In den Gottesdienst geht er kaum noch. Er sagt, er sei froh, nicht mehr abhängig von der Kirche zu sein. Er spricht immer noch auf Beerdigungen, aber jetzt als freier Trauerredner. Da dosiert er die christlichen Elemente je nach Wunsch der Familien. Neulich hat er Kafka auf dem Friedhof zitiert: »Man sieht die Sonne langsam untergehen und erschrickt doch, wenn es plötzlich dunkel ist.« Wenn er spürt, dass er Trost geben kann, sei das für ihn ein Glaubensmoment. Er scheint im Frieden damit, seinen Glauben von der Kirche zu befreien. Ich denke oft, meine Kirchensteuer geht auch an Menschen wie ihn, an die Guten. Dann finde ich es plötzlich gar nicht mehr so viel Geld.

Wer eine *Bibel* hat, glaubt nicht automatisch, dass alles darin *stimmt*

Es stimmt nicht, dass Wissenschaft den Glauben aushebelt. »Je besser man das Wirken des Universums versteht, umso näher kommt man Gott«, sagte der Physiker und Nobelpreisträger Albert Einstein. Wissenschaftler, die gläubig sind, sind das nicht, obwohl sie all die Fakten haben, sie glauben, weil sie all diese Fakten haben. Denn zu forschen heißt auch, die Grenzen des Erforschbaren zu erreichen und mit Dingen konfrontiert zu sein, die so unwahrscheinlich sind wie die Existenz dieser Erde.

Heino Falcke ist auch einer von ihnen. Er erforscht schwarze Löcher und hat sogar eins fotografiert. Nebenher ist er noch Laienpfarrer. In einem Interview mit dem *SZ-Magazin* im vergangenen Herbst wurde er gefragt, warum er zwischen Glauben und Naturwissenschaften keinen Gegensatz sehe. Er sagte: »Weil ich ja weiß, dass es auch in der Wissenschaft Grautöne gibt. Auch in der Wissenschaft ist nicht alles Wissen, auch im Glauben gibt es Experimente und Dinge, die sich beweisen.« Dann geht er noch weiter: »Wir wissen über das Innere eines schwarzen Lochs streng genommen nichts. Aber Gott umfasst alles, was ist und was darüber hinaus ist. Insofern ist ein schwarzes Loch lächerlich klein.« Ich finde, das ist eine Überlegung wert. Schließlich erfordert es die viel größere intellektuelle Leistung, Glauben und Wissenschaft für sich in Einklang zu bringen. An eine Evolution zu glauben – und an eine Schöpfung.

Menschen, die behaupten, Gott könne es nicht geben, sind mir suspekt. Für wie allwissend muss man sich halten, das verkünden zu können? Ich plädiere für mehr Demut. Nur weil unsere Spatzenhirne nicht in der Lage sind, sich bestimmte Dinge auch nur vorzustellen oder sogar Beweise zu erbringen, heißt das doch nicht, dass sie nicht existieren. Wir, eine Winzigkeit im Universum, behaupten zu wissen, was es nicht gibt? Ernsthaft?

Im September 2019 war ich in Jerusalem, einer ungeheuer anstrengenden Stadt, in der die Religion auf die schönste und die scheußlichste Art fühlbar ist. Es gibt das Jerusalem-Syndrom; eine Krankheit, bei der Menschen dort in einen religiösen Wahn verfallen, kein Wunder. An der Klagemauer wippten Jüdinnen und Juden zum Gebet, sie sangen wie in Trance. Später schwebte der Ruf des Muezzins durch die heiße Luft. Es war sehr bewegend, beides. Im Garten Gethsemane berührte ich einen Olivenbaum und erschrak, als ich nichts spürte. Diese Gleichzeitigkeit hämmert einem ein: Alle suchen hier, niemand hat mehr recht als der andere.

Ob es also eine komplizierte Großfamilie ist, die vom Olymp aus regiert, ob es Gottheiten sind, für die Azteken Pyramiden errichteten, oder ob man eben einen Jesus hat, einen menschengewordenen Gott, oder ob man Bäume umarmt – immer geht es um dasselbe. Glaube ist keine Erfindung irgendwelcher Missionare, er ist Ausdruck eines dem Menschen zutiefst innewohnenden Bedürfnisses. Die Sehnsucht nach etwas, was über das eigene Leben hinausweist.

Wie groß diese Sehnsucht ist, kann man in der Bibel lesen. Es ist rührend, welche Verrenkungen die Evangelisten Matthäus und Lukas im Neuen Testament vornehmen, um den göttlichen Willen irgendwie in historische Ereignisse hineinzuweben. Matthäus schreibt einen ausführlichen Stammbaum auf, der Jesus als Nachfahre von König David identifiziert. Lukas kommt mit der Volkszählung daher, und verpflanzt Jesus nach Bethlehem, wobei er eher mit Nazareth in Verbindung gebracht wird. Alles nur, weil es im Alten Testament hieß, der Messias sei Nachfahre von König David und geboren in der Stadt Davids, also Bethlehem. Die Volkszählung durch die Römer, die laut Bibel zu dem Gewimmel auf Bethlehems Straßen und den vollen Herbergen geführt hat, gab es wirklich. Allerdings wohl erst später. Der Wunsch, dass Jesus der erhoffte Messias ist, war wichtiger als die Faktenlage.

Mein Vater sagt es so: »In der Geburt, in der Liebe, im Tod, da steckt doch überall ein riesiges Geheimnis dahinter, ein Zauber, der unerklärlich ist. Die Menschen spüren das – und wollen das spüren.« Wo man diesen Zauber findet, ist am Ende egal. Ob er woanders suchen würde, wenn er heute noch mal zwanzig wäre? Was würde er tun? Er überlegt nicht lang: »Evangelischer Pfarrer werden.«

Es ist alles nicht so eindeutig. Wer eine Bibel hat, glaubt nicht automatisch, dass alles darin stimmt. Und nur weil jemand keine Bibel besitzt, kann er nicht automatisch nichts damit anfangen. Nur weil jemand gern in der Kirche eine Kerze anzündet, heißt das nicht, dass sie keinen Groll auf den Papst verspürt. Nur weil jemand nicht in Kirchen geht, heißt das nicht, dass er grundsätzlich alles daran fürchterlich findet. Glaube ist nicht das Nichtbelegenkönnen von Ideen. Glaube ist Vertrauen, Trost, Ärger und Arbeit. Am Ende ist Glaube vielleicht nicht mehr als die Weigerung, die Welt ausschließlich in mathematische Formeln zu packen. Und dabei, glaube ich, bleibe ich.



CHRISTIANE LUTZ

kann so gut wie keine Bibelstellen auswendig, dafür aber praktisch das ganze Musical *Jesus Christ Superstar*. Die Theater-Redakteurin im SZ-Feuilleton hat keine Ahnung, wie das passieren konnte.



NENAD MLINAREVIC
SCHWEIZER SPITZENKOCH UND GASTRONOM



VICTORINOX

SWISS MODERN WOOD KOCHEN AUF HOHEM NIVEAU

Mit diesem geradlinigen, japanisch inspirierten Messer, verläuft jeder Handgriff garantiert reibungslos. Die Stärke verdankt das Messer seiner rostfreien Stahlklinge und dem feinen Holzgriff aus Nussbaum. Und der spezielle Kullenschliff lässt die Zutaten nicht an der Klinge haften.

www.victorinox.com



FROM THE MAKERS OF THE ORIGINAL SWISS ARMY KNIFE™
ESTABLISHED 1884